

Sonia Velton

Die Frau im Seidenkleid

GOLDMANN

Sonia Velton

Die Frau im Seidenkleid

Roman

Deutsch von Sibylle Schmidt



GOLDMANN

Lesen erleben

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Blackberry & Wild Rose« bei Quercus, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

I. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2019

Copyright © der Originalausgabe 2019 by Sonia Velton

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe Juni 2019

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: FinePic®, München

Frau: Rekha Garton / Trevillion Images

Redaktion: Regina Carstensen

TH · Herstellung: Han

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31493-5

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für S, T und C,
in Liebe

Umbra Sumus (Wir sind Schatten)
Inscription auf der Sonnenuhr der
hugenottischen Kirche in Spitalfields

baumeln lassen:
erhängen oder eine Aussage machen,
die zur Hinrichtung eines Angeklagten
am Galgen führt

EINS

SARA

Man schrieb das Jahr 1768, als ich Esther Thorel zum ersten Mal begegnete, in einer Gasse neben der Schenke Wig and Feathers. Mit zwanzig druckfrischen Exemplaren der King-James-Bibel war Mrs Thorel auf dem Weg zum französischen Armenhaus. Ich meinerseits war auf dem Weg ins Verderben, mit einem Seemann, der geradewegs von einem Ostindien-Klipper kam. Esther Thorel zu begegnen war meine Rettung. Doch zuvor erlebte ich meinen Niedergang.

Trifft ein junges Mädchen vom Land in London ein, gleicht es einer Raupe auf einem Blatt, die Beute für einen hungrigen Vogel ist. Kaum war ich von dem Karren gestiegen, der mich im Trubel des Marktes von Spitalfields abgesetzt hatte, als sich auch schon eine Frau durch die Menschenmenge drängte und auf mich zustrebte. Dieses London war nicht, wie ich es erwartet hatte: breite, saubere Straßen, gesäumt von hohen Häusern, durch deren Fenster man in vornehme Salons blickte. Nein, ich war geradewegs in ein London geraten, das so derb und stinkend war wie das Land. Vor Schreck stand ich stocksteif da, bis der Karren weiterzockelte und ich ihm ausweichen musste.

Es war Sommer, der Markt schmorte in der Hitze, und

allerlei üble Gerüche verpesteten die Luft. Angewidert vom Gestank verrottender Abfälle unter Schafdung umklammerte ich meinen Beutel, während um mich her das rege Treiben der Stadt herrschte. Ich hätte in Windeseile dem Karren nachlaufen sollen, fand aber damals nichts Bedrohliches an der Frau, die zwischen fauligen Blumenkohlköpfen auf mich zueilte. Als sie vor mir stand, lächelte sie so breit, dass die Haut um ihre Augen Fältchen warf. Ich vermutete Freundlichkeit, irrte mich jedoch. Die Augen der Frau leuchteten auf, als habe sie zwischen Kohlebrocken einen glänzenden Penny entdeckt.

»Au weh«, sagte sie. »Ich hatte schon gefürchtet, Ihr kämt unter die Räder!« Dann blickte sie plötzlich betroffen und sah sich übertrieben besorgt um. »Ihr seid doch wohl nicht alleine hier, meine Liebe?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, packte die Frau mit knochiger Hand meinen Ellbogen und führte mich vom Marktplatz weg. »Die Stadt ist kein Ort für ein junges Ding, wie Ihr es seid. Hier ist allerhand übles Gesindel unterwegs.« Dann blieb die Frau so unvermittelt stehen, als sei ihr etwas eingefallen. »Vielleicht solltet Ihr mit mir kommen, Miss?«, sagte sie, wandte sich mir zu und setzte wieder das Lächeln auf.

»Das ist gewiss sehr gütig von Euch, Mrs ...«

»Swann, meine Liebe, Mrs Swann.«

»Mrs Swann. Ich danke Euch sehr, habe jedoch schon eine Unterkunft.« Ich förderte aus meinem Beutel einen Zettel mit einem Namen und einer Anschrift zutage. »Meine Mutter hat gesagt, dort soll ich gleich nach der Ankunft hingehen.«

Das Lächeln in Mrs Swanns Gesicht erstarb. Sie riss mir den Zettel aus der Hand, las ihn und schüttelte den Kopf. »Das ist meilenweit entfernt. Dort kommt Ihr niemals vor Einbruch der Dunkelheit hin.«

»Aber meine Mutter hat gesagt, es sei gar nicht weit vom Marktplatz in Spitalfields.«

»Und wann war Eure Mutter wohl zuletzt in London?« Mrs Swann griff wieder nach meinem Arm und geleitete mich in eine schmale Gasse. »London ändert sich unentwegt. Was vor zehn Jahren in der Nähe war, ist heute weit entfernt. Ihr könnt morgen früh weiterreisen.« Dann faltete sie den Zettel zusammen und verstaute ihn tief im Ausschnitt ihres Mieders.

Am Ende der Gasse kamen wir zu einer Schenke mit einem breiten Erkerfenster und einem Schild über der Tür. Trotz der abblätternden Farbe war der Schriftzug »Wig and Feathers« noch zu erkennen. Die Tür wurde, wohl wegen der Hitze, von einem Bierfass aufgehalten, und als Mrs Swann mich hinter sich herzog, schlug mir warme, nach schalem Bier stinkende Luft ins Gesicht, und ich hörte Gesprächsfetzen.

Mrs Swann führte mich durch den Schankraum, wo Männer an Tischen hockten und mich anstarrten, zu einer Treppe nach oben. In einem Zimmer, das mit Bett und Waschtisch auf einer Seite, einer Kommode auf der anderen recht komfortabel ausgestattet war, ließ Mrs Swann mich zurück, mit dem Versprechen, mir in Kürze eine Tasse Schokolade zu bringen.

Schokolade! Ich hatte meiner Mutter zugesehen, wie

sie feine Raspel von einem Block schabte und das erlesene Getränk für ihren Herrn mit Muskat und Nelken würzte, die sie an einer Muschelschale gerieben hatte. Doch ich selbst hatte es noch nie gekostet. So lebt wohl das einfache Volk in London, dachte ich bei mir, als ich ans Fenster trat. In der Ferne sah ich den Marktplatz, der sich rasch leerte, als die Stände weggeräumt und die Schafe in ihre Pferche zurückgetrieben wurden. Plötzlich merkte ich, wie müde ich war. Vielleicht schlief ich eine Weile, das weiß ich nicht mehr, aber als es an der Tür klopfte, war es schon dunkel im Zimmer. Von unten waren Stimmengemurmeln und Geschirrklopfen zu hören, als Mrs Swann hereinkam, eine Tasse in Händen, die sie auf den Rand des Waschtischs stellte.

Dann schloss Mrs Swann die Fensterläden und zündete die Kerze im Leuchter an. »So ist es besser.« Mit etwas zittriger Hand griff Mrs Swann nach der Untertasse, und die heiße Schokolade schwappte hin und her. »Hier, trink das.« Sie reichte mir die Tasse, führte sie mir beinahe an die Lippen. Lange Fingernägel kratzten über meine Haut, als ich die Schokolade entgegennahm. Was für ein betörender Geschmack! Bittersüß, aber sahnig, und ein neues Gefühl pulsierte in meinen Adern. Der Zucker und die Aufregung berauschten mich so, dass mir schwindelte.

»Das ist köstlich«, sagte ich und starrte Mrs Swann an, während ich trank. Sie hockte wie ein Vogel auf dem Bett- rand, die Hände im Schoß gefaltet. In dem schummrigen Licht wirkten die Augen, die jede meiner Bewegungen verfolgten, beinahe schwarz.

»Wer waren all diese Mädchen?«, fragte ich. Auf der

Stiege und im Gang waren wir mehreren jungen Frauen begegnet.

»Meine Töchter«, antwortete Mrs Swann, ohne die tintenschwarzen Augen von mir zu wenden.

»Eure Töchter?« Meine Gedanken kamen mir verworren vor. Ich wollte sie festhalten, aber das war, als habe man sich vorgenommen, Aale aus einem Eimer zu ziehen. »Alle? Aber sie sahen so unterschiedlich aus.«

Mrs Swann klopfte mit dem Fingernagel an den Boden der Tasse und schob sie mir an den Mund. »O ja«, sagte sie, kaum hörbar. »Jede Einzelne. So wie du nun auch.«

Ich wollte sie fragen, wie sie das meinte, aber die Wörter schwirrten durch meinen Kopf wie Bienen. Als ich wieder sprechen konnte, konnte ich nur über die Lippen bringen: »Ihr seid so gütig, Mrs Swann.«

Ein kleines Lächeln, dann nahm sie mir die Tasse ab und überprüfte, ob sie leer war. »Gutes Kind«, sagte sie, tätschelte mein Knie und stand auf. Ich versuchte es ihr gleichzutun, aber meine Beine gaben nach, und ich sank aufs Bett und musste so sehr lachen, dass ich mich krümmte. Als ich wieder zu Atem kam, blickte ich auf, in der Erwartung, dass Mrs Swann auch lachte, was sie jedoch nicht tat. Ihr Gesicht war so reglos und hart wie die Tasse in ihren Händen. Dann begann sie mit der freien Hand meine Röcke zu durchsuchen. Vor Schreck gab ich einen Laut von mir, der nach Kichern und Schluckauf zugleich klang, doch Mrs Swann scherte sich nicht darum. Ihre Hand zitterte jetzt noch stärker, und die Tasse klapperte, als Mrs Swann meine Börse an der Kordel herauszog und sie mir von der Hüfte riss.

Schließlich richtete sich Mrs Swann auf und blickte auf mich herunter. »Hier sollte man kein Geld herumtragen«, sagte sie. »Ich werde dafür sorgen. Genauso wie ich für dich sorgen werde, Liebchen.«

Ich traue meinem Gedächtnis nicht, denn es bietet mir einige Teile meines Lebens in vollständiger Klarheit, lässt andere jedoch verschwinden. Mrs Swann ging wohl danach hinaus, aber ich merkte es nicht, weil etwas in meinem Kopf so laut dröhnte, dass ich an meinen Haaren zerrte. Dann trat ein Mann ins Zimmer. Wenn ich ihm jetzt auf der Straße begegnete, würde ich ihn nicht mehr erkennen, aber ich erinnere mich an seine Schuhe. Sie erschienen vor meinen Augen, als ich auf dem Bettrand saß und auf den Boden starrte, bemüht, nicht zu erbrechen. Die Schuhe waren aus braunem Leder und hatten eine glänzende goldene Schnalle. Die Knöchel und Beine mochten zu jedem gut betuchten Kaufmann oder Konstabler gehören.

Habe ich etwas verbrochen? Das wollte ich fragen, aber meine Lippen ließen sich nicht bewegen. Ich konnte den Mann nur anschauen, sah ihn aber dabei so verschwommen und verzerrt wie in einem schlechten Spiegel.

Dann drückte mich der Mann aufs Bett. Die Matratze unter mir war klumpig, und das Gesicht des Mannes fühlte sich rau an auf meiner Haut. Er zog meine Röcke hoch und bestieg mich, und es fühlte sich an, als zerfalle mein Körper in Stücke, als müsse ich meine Arme und Beine suchen, um den Kerl wegzustoßen. Aber ich war wie eine Puppe, zerbrochen auf dem Boden einer Kinderstube. Dann spürte ich einen heftigen Schmerz, konnte aber nicht bestimmen, wo. Ich hörte mich selbst schreien, doch im Zimmer waren

nur das Knarren und Rumsen des Betts und das Keuchen des Mannes zu vernehmen.

Als er gegangen war, erschien eine Frau – nicht Mrs Swann – und stellte eine Schale Wasser mit einem Lumpen ans Bett. Nachdem ich mich gesäubert hatte, ließ ich den Lumpen ins Wasser fallen und sah zu, wie Blutschwaden es rotbraun färbten.

Das Opium war – wie der schlimme Schmerz – nur eine einmalige Angelegenheit. Danach verließ sich Mrs Swann auf die verriegelte Tür und die Entschlossenheit ihrer Kunden. Mein Gedanke, dass in London auch die armen Leute heiße Schokolade tranken, erwies sich als falsch. So etwas bekam ich erst wieder angeboten, nachdem Esther Thorel mit ihrem Korb voller Bibeln in der Gasse vom Wig and Feathers Schutz vor dem Regen gesucht hatte.

ESTHER

Als ich aus den kühlen Gewölben der L'Église Neuve – der hugenottischen Kirche im Schatten der von Hawksmoor erbauten gewaltigen Christ Church – ins Sonnenlicht trat, fühlte ich mich wie neugeboren. Andacht und Einkehr, bevor wir dunkel gekleidete gottesfürchtige Gläubige wieder in die Welt hinausgespien wurden.

Elias, seit vier Jahren mein Gemahl, hielt am Fuße der Treppe inne und bot mir den Arm, als ich die Steinstufen hinunterschritt, abgetreten von so vielen frommen Füßen, dass das Sonnenlicht auf ihnen glänzte wie auf Wasser. Ich lächelte und legte die Hand auf Elias' Arm. Der Gehrock aus schimmerndem kohleschwarzem Seidendamast, den er zur Kirche trug, fühlte sich weich wie Spinnweben an. Seine hugenottischen Verwandten zogen an uns vorbei, in schlichten schwarzen Wollmänteln über weißen Kragen.

»Ah, Mr Thorel.« Pastor Gabeau trat auf uns zu und streckte Elias die Hand hin, die mein Mann nachdrücklich schüttelte. »Und Mrs Thorel«, sagte der Pastor mit freundlichem Lächeln zu mir. »Ich hoffe, die Predigt fand Ihr Wohlgefallen.«

Es blieb nur Zeit für einen knappen Austausch, denn hinter uns standen Gläubige Schlange bis ins Kirchenschiff.

»Haben Sie vernommen«, fuhr Gabeau fort, noch immer Elias' Hand haltend, »dass in der Vine Street ein neues französisches Armenhaus gegründet wurde?«

Das war Elias noch nicht zu Ohren gekommen, er hatte immerzu nur seine eigene Arbeit im Kopf. Er wusste genau, an welchen Tagen er den Auftrag für die feinste Rohseide aus Italien vergeben musste. Welcher Zwirner die geschicktesten Finger hatte, um die Seide zu säubern und aus den hauchdünnen Fäden Garn zu machen. Und er kannte die Gesellen in Spitalfields, welche aus dem Garn die feinste Seide weben konnten, die für Geld zu erwerben war. Doch im Lauf der Jahre hatte ich gelernt, Elias bei seinem Gewerbe nicht zu stören und unseren Haushalt in Fragen des Gemeinwesens selbst zu vertreten.

»Davon haben wir gehört, Pastor«, sagte ich und hakte mich bei Elias unter. »Und wir möchten alles tun, um behilflich zu sein.« Auf diese Antwort hatte Gabeau gehofft, denn man würde Unmengen Suppe kochen und sie zum neuen Armenhaus bringen müssen. Das würde ich ebenso tun wie die anderen hugenottischen Frauen, die munter schwatzend hinter uns anstanden. »Vielleicht könnte ich auch ein paar Hemden nähen.«

Gabeau nickte bedächtig. »Das wäre äußerst gütig, Mrs Thorel«, sagte er. »Doch was diese Menschen noch mehr brauchen als Kittel, ist das Wort Gottes, meint Ihr nicht?« Der Pastor wartete die Antwort nicht ab. »Wir bräuchten...«, er blickte zum Himmel hinauf, als erwarte er eine göttliche Anweisung, »eine Spende. Einige Ausgaben der neuen King-James-Bibel wären höchst willkommen.«

Zwei Wochen später strebte ich mit einem Korb voller

Bibeln, der so schwer war, dass mein Arm schmerzte, zur Vine Street. Es begann zu regnen, und ich fürchtete, umkehren zu müssen. Während ich darüber nachsann, weshalb der Herrgott mein Vorhaben wohl so behinderte, entdeckte ich eine kleine Seitengasse, die mir nie zuvor aufgefallen war. Die Häuser stammten noch aus der Zeit vor dem Großen Brand und ragten so weit in die Gasse hinein, dass ich dort Schutz vor dem Regen fand.

Es war ein Zeichen, das ahnte ich: die Bibeln, der Regen, die schmale Passage, die ich zum ersten Mal bemerkte. An diesem Tag sollte ich ihr begegnen.

ZWEI

SARA

Meine Börse sah ich nie wieder. Natürlich fragte ich Mrs Swann danach, doch sie schob immer irgendeine Ausrede vor. Die Börse war im Geldschrank eingeschlossen und der Schlüssel verloren gegangen. Das Geld war einem Freund geliehen worden, sie musste erst abwarten, bis er es zurückzahlte. Einmal versuchte sie mir sogar weiszumachen, wegen einer neuen Steuer auf Haarpuder habe sie mit meinem Geld eine Urkunde vom Friedensrichter erwerben müssen. Mrs Swann betonte jedoch stets, sie würde es mir auf jeden Fall zurückgeben, aber erst später.

In dieser Geldbörse befand sich ein Pfund. Meine Mutter hatte lange als Magd geschuftet, um so viel zurückzulegen. Als ich von zu Hause wegging, hatte sie mir die Börse in die Hand gedrückt und gesagt, das Pfund solle mir zu einem neuen Leben in London verhelfen. Nun konnte ich ohne das Geld weder nach Hause zurückkehren noch von hier weglaufen. Ich saß fest. Den Zettel mit der Adresse wollte ich ebenfalls wieder an mich bringen, aber es wäre einfacher gewesen, Mrs Swann ins Mieder zu greifen, als in ihr Schlafzimmer oder in den Keller zu gelangen, wo sie ihre Bücher und Rechnungen aufbewahrte. Vermutlich hatte sie den Zettel ohnehin längst ins Feuer geworfen. Manchmal sah ich ihn vor mir, wie er sich in den

Flammen aufrollte und schwarz wurde, während ich versuchte, die dahinschwindenden Worte zu entziffern. Aus Phoenix Street wurde Peacock Lane, und die Hausnummer sechs mochte auch eine acht sein. Irgendwann vertraute ich meiner Erinnerung ohnehin nicht mehr.

Dann geschah etwas Seltsames. Ich hörte auf zu überlegen, wie ich an den Schlüssel zu Mrs Swanns Geldschrank kommen konnte. Fluchtpläne schmiedete ich auch nicht mehr. Ich tat nur noch, was Mrs Swann von mir verlangte, und aus den Monaten wurde ein Jahr und mehr, und irgendwann wusste ich nicht mehr, wie lange ich schon im Wig and Feathers war. Nur an den heißen Tag meiner Ankunft in Spitalfields erinnerte ich mich noch, als mein neues Leben mich mit dem fauligen Gestank des Marktes empfing.

Mein Name ist Sara Kemp. Das ist ein guter, ein kurzer Name, nicht aufwendiger als nötig, und das kommt mir gelegen. Ich arbeitete hart bei Mrs Swann, ohne aufzuzucken. Warum hätte ich das auch tun sollen? Als Tochter einer Magd war mir Plackerei nicht fremd. Und von meiner Mutter, die ihr Schicksal, Witwe zu sein, klaglos hinnahm, hatte ich gelernt, es ihr gleichzutun. Ich war zu jung, um mich noch an meinen Vater zu erinnern, der Koch auf der *Baltimore* gewesen war und seinen Lohn für Wetten und Gin verpulvert hatte, bevor er zumindest über so viel Anstand verfügte, in die Neue Welt aufzubrechen und sich nie mehr blicken zu lassen. Meine Mutter erzählte jedem, er sei auf See umgekommen, ein ehrenwertes Ende für einen Mann, der für eine Wette ihre Schuhe verhökert hatte.

Die Quäker hatten uns geholfen. Sie besorgten meiner

Mutter Arbeit auf einem Gutshof und schickten mich auf die Quäkerschule im Dorf, wo man mir beibrachte, mich vor Lastern und den Gefahren der Trunksucht zu hüten, als hätte ich das durch das unrühmliche Leben meines Vaters nicht längst verstanden. Ich lernte lesen und nähen, doch als man mir sagte, ich müsse auch ein Gewerbe lernen, um mich verdingen zu können wie meine Mutter, kehrte ich nie wieder in die Schule zurück. Stattdessen folgte ich meiner Mutter in der Küche auf Schritt und Tritt, denn ich wollte nur eines: kochen lernen. Vielleicht kam ich doch nach meinem Vater.

Mrs Swann hielt mich offenbar für das fügsamste ihrer Mädchen. Nach einer Weile bewachte Nathaniel meine Tür nicht mehr, und mir waren kleine Freiheiten gestattet. Glücklicherweise war ich gewiss nicht, aber auch nicht unglücklich. Bis auf eine Sache: Mrs Swann knöpfte mir von jedem Shilling, den ich verdiente, Sixpence ab. Ich merkte, dass ich – wollte ich jemals ein Leben außerhalb des Wig and Feathers führen – anderswo Geld verdienen musste. Deshalb hielt ich mich ab und zu in der Nähe der Docks in Billingsgate auf, wenn die Schiffe einliefen, deren weiße Segel im Wind flatterten wie zum Trocknen aufgehängte Laken. Hatten die Schiffe angelegt, öffneten sich ihre glitschigen, verkrusteten Bäuche, und Seeleute rollten Fässer mit Tee aus Bengalen und osmanischen Gewürzen heraus. War die Ladung gelöscht, gingen die Seemänner an Land. Sie standen am Hafen, Ärmel hochgerollt, Hände in die Hüften gestemmt, die salzige Luft schnuppernd und so gierig wie die Möwen, die kreischend durch den Nebel der Stadt segelten.

Aber ich war keine Twopenny-Hure, die zwischen aufgerollten alten Tauen und nach Fischabfällen schnüffelnden Streunerhunden die Röcke hob. Gegenüber vom Hintereingang des Wig and Feathers wohnte eine alte Frau, Mrs Hughes. Sie war stocktaub – oder tat zumindest so –, und man hätte vermuten können, sie sei auch blind, wenn man bedachte, was sich im Haus gegenüber alles abspielte. Mrs Hughes erlaubte mir, das kleine Zimmer über ihrem zu benutzen, gegen gelegentliche Gaben von Gin, den ich von den hinter leeren Bierfässern versteckten Flaschen im Keller des Wig and Feathers abzweigete.

Aber in London gibt es keine Geheimnisse. Die Häuser über den Gassen neigen sich so dicht zueinander, dass man alles Unerhörte zu sehen bekommt, sobald ein Vorhang einen Augenblick lang aufklafft. Eines der Mädchen musste Mrs Swann von meinen Unternehmungen erzählt haben, denn eines Tages sah ich sie aus der Schenke treten, als ich oben am Fenster stand und mich ankleidete. Es regnete, doch davon ließ sich Mrs Swann nicht abhalten. Sie stand auf der Schwelle und reckte die Nase in die Luft wie eine schnüffelnde Ratte. Dann raffte sie ihre Röcke, stapfte durch die Pfützen und verschwand unter Mrs Hughes' Erker.

Glaubt niemandem, der behauptet, Seemänner seien mutig. Der Bursche gab Fersengeld, sobald er Mrs Swann sah, eine Frau, die kaum größer war als ein Schiffsjunge. Allerdings wirkte sie mit ihrer wutverzerrten Fratze wahrhaft furchterregend. Ich war dankbar für Mrs Hughes' Taubheit, denn die Worte, die Mrs Swann von sich gab, waren nicht für empfindsame Ohren geeignet. Dann packte

sie mich am Arm und zerrte mich so schnell hinaus, dass es mir gerade noch gelang, meinen Überrock vom Bett zu schnappen, bevor ich hinter ihr herstolperte. Auf der Straße tobte sie weiter, und ich stand da im Unterrock im strömenden Regen, während Mrs Swann mir kundtat, was sie mir alles antun würde. Dann schlug sie mich so hart ins Gesicht, dass mir schwindlig wurde.

Unter den Erkern an der Ecke zur Hauptstraße hatte eine Frau Schutz gesucht. Ich bemerkte sie aus dem Augenwinkel. Als Mrs Swann auf mich eindrosch, näherte sich die Frau empört, einer aufgeregten Biene gleich. Und als Mrs Swann mich am Ohr in die Schenke zerren wollte, stellte sich die Frau uns in den Weg.

»Madam«, sagte sie mit leicht zittriger Stimme, »lasst bitte dieses arme Mädchen los.«

»Armes Mädchen?«, wiederholte Mrs Swann und kniff mich noch fester ins Ohr. »An der ist gar nix arm. Eine Lügnerin und eine Diebin, das ist sie.«

Die Frau erbleichte. Sie tat mir aufrichtig leid, wie sie so vor uns stand und der Regen ihr tadellos gelocktes Haar plättete und ihr hellblaues Seidenkleid befleckte, während sie sich mit der derben Mrs Swann herumplagte.

Die ließ immerhin mein Ohr los, als sei es glühende Kohle, und ging zum Angriff über. »Wahrhaftig, Ihr wisst gar nichts, und ich wäre Euch zu größtem Dank verpflichtet, wenn Ihr Euch aus Angelegenheiten heraushaltet, die Euch nichts angehen.« Mrs Swann hielt inne und musterte ihr Gegenüber von Kopf bis Fuß. »Was hat Euch überhaupt hierherschlagen?«, fragte sie dann, als sei die Frau

in dieser Gasse ein so absonderlicher Anblick wie etwa ein Chinese.

»Sie werden mir wohl vergeben, dass ich hier Schutz vor dem Regen gesucht habe«, entgegnete die Frau, säuerlich wie Zitronenküchlein.

»Nun, der Bänderladen ist in dieser Richtung. Einen guten Tag auch.« Mrs Swann wies mit dem Kopf Richtung Hauptstraße, und ich musste unwillkürlich ein wenig grinsen. Dann packte Mrs Swann mich am Oberarm und machte Anstalten, mich in die Schenke zu zerren.

Als wir uns abwandten, sagte die Frau: »Ich weiß, wer Ihr seid.«

Mrs Swann erstarrte und drehte sich um. »Ach, wahrhaftig?«, erwiderte sie. Doch die Frau hatte mich gemeint.

Sie betrachtete mich ernsthaft. Ihre weiße Haut war an den Wangen vor Empörung gerötet. Mit ihren schlanken, glatten Händen fingerte sie an ihrer spitzengesäumten und nun durchnässten Haube herum, zog sie auf den kupferroten Locken zurecht. »Es gibt andere Gewerbe, in denen Ihr tätig sein könntet«, sagte sie eindringlich.

Als ich zu Boden schaute, deutete sie mein Zögern wohl als Scham oder Schüchternheit, denn sie sagte ermutigend: »Junge Mädchen wie Ihr werden als Dienstboten sehr geschätzt.«

Ich fand die Frau rührend in ihrer Ahnungslosigkeit, denn ich wusste sehr wohl, dass ich meine Tage mit Wäschen für Fremde zubringen konnte, die Arme in Lauge, mit Ziegelstaub Flecken schrubbend, bis mir die Haut aufplatzte.

Im Wig and Feathers ging ein Fenster auf, und eines der

Mädchen rief etwas zu uns herunter. Mrs Swann schnaufte ungeduldig und verpasste mir einen Stoß. »Geh jetzt hinein, Sara.«

Die Frau blieb allein in der Gasse zurück, nahm den Korb in die andere Hand und sah uns mit grimmigem Blick nach.

ESTHER

Neunzehn Bibeln brachte ich an jenem Tag ins Armenhaus, als ich das Mädchen namens Sara kennenlernte. Wieder zu Hause, setzte ich mich mit unserem eigenen Exemplar im Salon an den Tisch und schlug es auf, klappte den Deckel so weit zurück, dass der Rücken geschmeidig wurde. Unentwegt hatte ich an das Leben dieser armen jungen Frauen denken müssen. Sie benötigte das Wort Gottes gewiss so dringend wie all diese Menschen im Armenhaus. Ich wusste natürlich nicht, ob diese Sara lesen konnte, griff aber dennoch nach der Feder und schrieb: *Von Mrs Esther Thorel, Spital Square zehn.*

Im zweiten Brief Paulus' an die Korinther legte ich das Lesebändchen zwischen bestimmte Seiten. Zwar war es mir zuwider, in einem Buch etwas anzustreichen, doch ich konnte nicht umhin, einen Absatz mit Tinte zu markieren. Dann klappte ich die Heilige Schrift zu.

Da ich keinerlei Wunsch verspürte, dieses Wirtshaus zu betreten, trug ich unserem Koch auf, die Bibel im Wig and Feathers abzugeben, mit der Bitte, dass man sie einem Mädchen namens Sara aushändigen solle. »Im Wig and Feathers?«, wiederholte er mit hochgezogenen Augenbrauen. Ich bejahte, drückte ihm einen Sixpence in die Hand und hieß ihn, nicht zu trödeln.

Ich begab mich zu Elias. Wo ich meinen Ehemann finden würde, wusste ich. Auch um sechs Uhr abends hielt er sich noch in der Ladenwerkstatt an der Vorderseite des Hauses auf, wo er seinen Geschäften nachging. Als ich die Tür öffnete, sah ich ihn über die Holztheke gebeugt, auf der zahlreiche Papiere mit Zeichnungen verstreut waren. Elias sah so verwirrt zu mir auf, als könne er sich nicht erklären, wie ich hierhergeraten war. Dann schaute er aus dem Fenster, offenbar, um anhand der leeren Straße und des Zwiellichts festzustellen, dass der Arbeitstag zu Ende ging.

Mein Mann ist einer der besten Seidenweber von Spitalfields, wie es bereits sein Vater vor ihm war. Elias' Großvater hatte das Handwerk auf den berühmten Webstühlen von Lyon erlernt, doch als die Hugenotten in ihrer Heimat nicht mehr in Frieden leben konnten, war er ohne jede Habe, nur mit dem Schatz seines handwerklichen Wissens im Gepäck, aus dem Land geflohen. Viele hugenottische Seidenweber hatten es ihm gleichgetan. Sie ließen sich wie er in Spitalfields nieder und übertrafen mit ihren Seiden bald jene aus Lyon an Pracht und Kunstfertigkeit.

»Sie sind wunderschön«, sagte ich, trat zum Tresen und griff nach einem der Musterentwürfe.

Elias nickte langsam, ohne den Blick von den Zeichnungen abzuwenden. »Doch welcher Entwurf ist am besten gelungen, Mrs Thorel? Die Muster sind für eine äußerst erlesene Seide gedacht.«

Ich betrachtete die kunstvollen Ornamente. Geometrische Formen, kleine chinesische Pagoden, eine filigrane

Skizze mit Meeresmuscheln. »Dies hier gefällt mir am meisten«, sagte ich und wies auf ein Blumendekor im orientalischen Stil.

»Ah, die indisch anmutenden Pflanzen«, bemerkte Elias.
»Ja, das Dessin sagt mir auch sehr zu.«

Ich legte die Zeichnung zurück und machte Anstalten, ihn an das Nachtmahl zu erinnern, doch er unterbrach mich. »Ich kenne einen Seidenwebergesellen, der außerordentlich begabt ist und, wie mir scheint, das Zeug zum Meister hätte. Diesem Mann habe ich die Benutzung einer unserer Webstühle in der Mansarde gestattet, damit er an ihm sein Meisterstück anfertigen kann. Die beiden Webstühle stehen dort schließlich nutzlos herum.«

»Unsere Webstühle? Aber wieso kann er sein Meisterstück nicht auf seinem eigenen Stuhl weben?«

Elias schnalzte mit der Zunge. »Er muss nebenbei seinen Lebensunterhalt verdienen! Sein eigener Webstuhl dient zur Fertigung meiner Seide. Dem Meisterstück muss er sich in seiner freien Zeit widmen. Ich stelle ihm das Garn und bezahle seinen Beitrag bei der Weberzunft.«

Manchmal erstaunte mich mein Gatte. Das war eine äußerst großzügige Handlung für einen Mann, dem ansonsten der Verdienst über alles ging. »Das ist sehr gütig von Euch, mein Gemahl.«

Er warf mir ein kleines Lächeln zu. »Keineswegs, Gemahlin. Ich erhalte dabei eine gemusterte Seide von einzigartiger Beschaffenheit, eigens für mich gewebt und ganz ohne jedes Entgelt. Eines von diesen Mustern übrigens.« Er wies auf die Zeichnungen. »Gelingt es diesem Gesellen, Meister zu werden, ist er fortan ein freier Mann, und ich

werde ihn weiter unterstützen. Ein trefflicher Austausch, meint Ihr nicht auch?»

»Aber ein Geselle... unter unserem Dach... das erscheint mir...« Mir fehlten die Worte, und ich wusste nicht, ob ich Abscheu oder eine Art angenehme Aufregung empfand.

»Ich wollte es Euch nur mitteilen. Er wird durch diese Tür ein und aus gehen«, Elias wies mit dem Kopf auf den Zugang zur Straße, durch den Garnhändler, Färber und Weber eintraten, um an der Theke mit ihm Geschäfte abzuschließen, »und die Hintertreppe benutzen, so dass Ihr ihn nicht zu Gesicht bekommen werdet. Ich habe Euch das nur mitgeteilt, weil Ihr das Klappern des Webstuhls hören werdet.«

»Dieses laute Klappern!« Ganz Spitalfields war erfüllt vom Lärm Tausender Webstühle. »Elias, aber doch bitte nicht in unserem eigenen Haus!«

Augenblicklich bereute ich meine Unbeherrschtheit. Elias schaute von den Mustern auf und betrachtete mich mit entschiedenem Blick. »Ihr lebt in einem Weberhaus, Mrs Thorel. Dieses Haus wurde von meinem Großvater erbaut, mit Geld, das er einzig durch Fleiß und Begabung erwirtschaftete. Mein Vater hat das Handwerk sieben Jahre lang an diesen Webstühlen erlernt, und ich ging meinerseits sieben Jahre lang bei meinem Vater in die Lehre, um sein Vermächtnis fortsetzen zu können. Die Webstühle meiner Familie werden nur deshalb nicht genutzt, weil ich keinen Sohn habe. Wenn ich mich nicht über den Mangel an Kindern beklage, so solltet Ihr Euch nicht über das Klappern eines Webstuhls beklagen.«

Damit wandte er sich wieder den Entwürfen zu und ordnete sie neu, legte die auserwählten über die verworfenen. Ausnahmsweise war ich froh, dass er sich um die Zeichnungen und nicht weiter um mich kümmerte, denn so entging ihm meine Verletztheit.

Ich war eine gute Ehefrau, das konnte ich von mir behaupten. Meinen Haushalt führte ich kundig, meine Näharbeiten waren tadellos. Wir kochten für die Armen und gaben Einladungen für die Reichen. In der Kirche saß ich neben meinem Gemahl, liebreizend genug, um ihm zur Zierde zu gereichen, doch zugleich ausreichend schlicht, um in der puritanischen Low Church keinen Anstoß zu erregen. Im Schlafgemach betrug ich mich klaglos und legte auch keine unziemliche Leidenschaft an den Tag. Einzig der Herrgott wusste, warum uns bislang das Kind versagt geblieben war, das die Kirchengemeinde meines Mannes als Pflicht und Notwendigkeit erachtete.

Als ich in dieser Nacht im Bett lag, sah ich im Geiste die reglosen Webstühle in der Mansarde über mir, so unergiebig und nutzlos wie mein Schoß. Elias hatte keinen Sohn, dem er das Familienhandwerk beibringen konnte. Deshalb erhielt nun dieser Mann Zugang zu unserem Haus.

Ein Fremder – ein außerordentlich begabter Fremder.

DREI

SARA

Mein Leben glich einem meiner Unterröcke: Es wurde von Tag zu Tag schmutziger. Doch da ich kein anderes hatte, fiel es mir auch nicht weiter auf. Bis etwas derart Schreckliches geschah, dass ich nicht mehr über den Zustand hinwegsehen konnte, ganz so, als habe man einen besonders wüsten Fleck auf dem Kleid.

An dem Tag, als dieser Mann im Wig and Feathers erschien, hatte Mrs Thorels Bibel bereits wochenlang unberührt auf meiner Kommode gelegen, nach und nach bestäubt mit Gesichtspuder und halb verdeckt von Fächern, Perücken und Tand. Als mir die Heilige Schrift gebracht wurde, wusste ich sofort, von wem sie stammte. Esther Thorel war nicht die einzige wohlmeinende Frau, die glaubte, Worte aus einem Buch könnten mein Leben verbessern. Doch auch sie ahnte nicht, dass ich kein anderes Leben wollte. Warum auch, wo meine Mutter nach zehn Jahren Schufferei als Magd und Köchin nur ein einziges Pfund hatte beiseitelegen können? Es war mir rätselhaft, weshalb Mrs Thorel annahm, ich würde lieber im Morgenrauen aufstehen, um Treppen zu schrubben, als meine Tätigkeit im Wig and Feathers auszuüben. Es war halb so viel Arbeit für doppelte Einkünfte. Oder glaubte Mrs Thorel etwa, dass man Dienstmädchen niemals schlug?

Ich hatte mich an die Männer gewöhnt, die zu mir kamen. Es waren Männer unterschiedlichster Art: Bäcker und Fleischer, Gerber und Talgkerzenmacher, Kaufleute und Richter. Männer, die an ihren Hut tippten, wenn sie an Damen vorübergingen, und ihnen an Türen den Vortritt ließen. Männer, die man aufsuchte, wenn man krank wurde oder durch einen Straßenjungen seiner Börse beraubt worden war. Doch mich behandelten diese Männer anders. Sie waren drängend und selbstsüchtig, scherten sich nicht um Höflichkeiten oder vornehmes Betragen. Es heißt, dass Hurerei einen Mann erfasst wie rasende Wut, und das traf auf keinen mehr zu als auf diesen Besucher.

Weder ich noch Mrs Swann hatten ihn jemals zuvor gesehen. Für gewöhnlich blieb Nathaniel bei einem Neuen vor meiner Zimmertür stehen. Unser Hausdiener war Sklave gewesen und hatte Dinge erlebt, die selbst im Wig and Feathers unvorstellbar waren. Allein das Wissen um seine Anwesenheit in unmittelbarer Nähe reichte aus, um die meisten Männer zu zügeln. Aber an diesem Abend erledigte Nathaniel einen Botengang, und der neue Freier wurde nicht beaufsichtigt.

Zu Anfang verlief alles wie gewöhnlich. Kaum zur Tür herein, entledigte sich der Mann seines Rocks. Die Weste spannte über dem beträchtlichen Bauch, da der Mann sehr beleibt war, doch sie war aus feinstem Stoff gefertigt. Das weiß ich noch genau, da ich sie direkt vor Augen hatte, als ich mich aufs Bett setzte. Ich betrachtete lieber den weißen schillernden Stoff mit dem Muster aus kleinen Maulbeerbäumen, anstatt den wuchtigen Mann zu beäugen.

Er verlangte, ich solle mein Kleid ausziehen. Ich wandte

ein, das sei doch wohl nicht notwendig, aber er starrte mich so aufgebracht an, dass ich mein Mieder aufschnürte. In Unterrock und Hemd wollte ich mich aufs Bett legen, aber der Mann packte mich am Arm, zog mich hoch und sagte: »Alles ausziehen.«

Ich öffnete den Mund, um zu widersprechen, doch der Mann brachte einen zusätzlichen Shilling zum Vorschein und warf ihn neben dem Bett auf den Boden. Ein Shilling, der nicht durch Mrs Swanns Hände gehen würde, reichte aus, um mich zum Schweigen zu bringen. Ich entkleidete mich vollständig und legte mich aufs Bett.

Es war kalt im Zimmer, und ich schlang die Arme um meinen Leib, um mich zu wärmen und zugleich vor Blicken zu schützen. Der Mann setzte sich auf den Bettrand, umfasste mit festem Griff meine Handgelenke und legte meine Arme an meine Seiten.

»Kälte ist gut für dich«, sagte er leise.

Kurz darauf verstand ich, wie das gemeint war, denn er war kaum eine Minute zugange, als er mir mit beiden Händen den Hals zudrückte. In meiner Brust brannte es so heftig, als hätte ich glühende Kohlen in der Lunge. Dann herrschte Stille. Ich spürte den Mann auf mir zwar noch, aber er sah so verschwommen aus wie der allererste Kunde, den mir Mrs Swann zugeführt hatte.

Ich glaubte wirklich, ich sei gestorben, aber dann verspürte ich einen so entsetzlichen Schmerz im Hals, dass ich unmöglich im Himmel sein konnte. Und wenn Huren nicht in den Himmel kommen, wartet in der Hölle gewiss etwas Grausameres auf sie als ein Zimmer im Wig and Feathers, wo ich mich tatsächlich noch immer befand.

Die Tür stand offen, und ich hörte eines der Mädchen die Treppe hinunterrennen und nach Mrs Swann schreien.

Nach geraumer Zeit erschien sie an meinem Bett und starrte auf mich herunter. »Hast einen Üblen erwischt, wie?«

Ich versuchte zu sprechen, aber es fühlte sich an, als versuche ich einen mit Nadeln gespickten Apfel herauszuwürgen. Mrs Swann reichte mir ein Tuch, um mich zu bedecken, und ein Glas Wasser für die Stimme. Nachdem ich ihr Bericht erstattet hatte, sagte sie achselzuckend: »Nur ein Mann, der sein Brot im kalten Ofen backen will.« Dann zog sie von dannen, nicht jedoch, ohne vorher den Shilling vom Boden eingesteckt zu haben.

Ich wickelte das Tuch fester um mich, legte mich wieder hin und schloss die Augen, weil ich ohnehin nichts anderes tun konnte. Als ich am nächsten Tag erwachte, betrachtete ich die Welt mit neuen Augen – Augen, die ich durch diesen Mann bekommen hatte. Ich bemerkte das fadenscheinige Bettzeug und den fleckigen Waschtisch. Die Striemen an meinen Schenkeln und die hervorstehenden Knochen an meinen Hüften. Ich zog meine Unterwäsche an, aber weil ich das Kleid vom Vorabend nicht tragen wollte, ging ich zur Kommode, um mir ein anderes zu holen. Dabei fiel mir die Ecke von Mrs Thorels Bibel auf, die unter dem Haufen Tand hervorragte. Ich zog sie hervor. Sie klappte von selbst an der Stelle auf, wo das Lesebändchen lag. Auf einer Seite waren mehrere Zeilen mit Tinte unterstrichen worden: 2. Korinther, Kapitel 5, Vers 17.

Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.

ESTHER

Es war nicht einfach, zur Mansarde hinaufzusteigen. Die Treppe war eng, mit schmalen Stufen, und endete an einer im Boden eingelassenen Klapptür. Ich war nur einmal dort oben gewesen, kurz nach meiner Heirat, als ich mein neues Heim erkundete. Damals hatte ich mir vorgestellt, wie Elias als Junge an den alten Webstühlen kraftvoll und entschlossen das Handwerk seiner Vorväter erlernte.

Doch nun würde hier ein Fremder das schlummernde Schiffchen ergreifen und es durchs Webfach werfen. Ich wollte wissen, wo dieser Mann seine Zeit verbringen, was er sehen würde, wenn er aus dem Fenster über die Dächer von Spitalfields blickte.

Es war schon spät am Nachmittag, und die Dämmerung setzte ein, doch als ich die Klapptür hochdrückte, sah ich, dass es in der Mansarde noch hell war. Wie in Weberhäusern üblich, hatte man auch hier Richtung Süden ein Fenster von Wand zu Wand eingebaut, um das Tageslicht so lange wie möglich nutzen zu können. Wegen der Helligkeit musste ich blinzeln, und es vergingen ein paar Augenblicke, bevor ich die rechteckigen Silhouetten der zwei Webstühle erkennen konnte.

Auf dem einen waren bereits die cremeweißen Kettfäden gespannt, die den Grund des Seidenstoffs bilden

würden. Sie liefen durch Litzen, an denen Gewichte befestigt waren. Der Schussfaden war kobaltblau. Ich trat zu dem Webstuhl, an dem drei Generationen Seidenweber gearbeitet hatten, und strich über das raue alte Holz. Unten und an den Seiten ragten Hebel und Tritte hervor. Für mich war gänzlich unverständlich, was an dieser Vorrichtung wann gezogen, getreten, angehoben oder geworfen werden musste. Einmal hatte ich das zu erfragen versucht, aber Elias war so verschlossen gewesen wie ein Buch mit sieben Siegeln. Weben war Männerarbeit; zurück zu deiner Stickerei, kleines Mädchen.

Es war nicht verwunderlich, dass ich einen Seidenweber geheiratet hatte, einen Mann, der Kunstvolles erschuf. Schon als kleines Mädchen hatte ich zu zeichnen begonnen. Ich nahm mir Kohle aus dem Feuer und bekritzelte damit jedes Stück Papier, dessen ich habhaft werden konnte. Wenn meine Mutter mich zu fassen bekam, drehte sie immer meine Hände um. Waren sie schwarz und rußig, gab sie mir eine Ohrfeige und sagte, ich sei nicht besser als ein Schornsteinfeger. Als ich dreizehn wurde, kaufte meine Mutter mir Wasserfarben, und ich begann zu tuschen. In späteren Jahren spazierte ich allein zum Markt von Spitalfields und bewunderte die Blumenstände, an denen je nach Jahreszeit Nelken, Geranien, Tulpen oder Rosen feilgeboten wurden. An anderen Ständen lagen einheimische Früchte wie Äpfel und Birnen neben Granatäpfeln aus einem entlegenen Land, und ich malte all diese prachtvollen Dinge.

Auch die alten Seiden zogen mich in Bann. Stoffstücke aus mehrmals umgenähten Kleidern, betagt und doch noch immer glanzvoll, hingen über Stühlen oder lagen auf

Tischen. Die Zeit dieser Seiden war längst vorüber, keine Dame von Rang würde sie noch anrühren, doch die Frauen aus dem Volk feilschten um den günstigsten Preis für ein Stück Stoff aus einem Leben, das sie niemals bekommen würden. Die Früchte und Blumen vom Markt waren in diese Seide gewoben, mit einer betörenden Klarheit und Schönheit, die mein Herz höherschlagen ließ.

Und jene Männer, die Seidenmuster entwarfen und Schöpfer des endlosen Tanzes von Kett- und Schussfäden waren? Ich musste nicht weit gehen, um einem von ihnen zu begegnen. Direkt gegenüber vom Haus meines Vaters am Spital Square war einer dieser Männer bei der Arbeit zu beobachten. Elias Thorel war stets in seiner Werkstatt, wenn ich vorüberging, breitete auf der Theke Stoffballen zur Begutachtung für Händler aus oder saß über seinen Büchern. Manchmal gestattete ich mir verstohlene Blicke auf ihn wie auf heimliches Naschwerk. Eines Tages dann schaute er auf und nahm auch mich wahr.

In den Holzgestellen an den Wänden der Mansarde sah ich vielerlei Seidengarn auf Spulen und Kisten voller Schiffchen. Das helle, bereits aufgespannte Cremeweiß und Kobaltblau entdeckte ich dort, aber auch Grüntöne, Grau und Silber. Der langwierige und mühsame Vorgang, den Webstuhl einzurichten, musste sich schon seit Tagen ohne mein Wissen zugetragen haben. Nun den vorbereiteten Webstuhl zu sehen, bewegte mich. Zu Beginn meiner Ehe hatte ich geglaubt, Elias und ich seien in jeder Hinsicht ein treffliches Paar. Ich hatte mir vorgestellt, dass die Verbindung aus seiner Begabung für das Weben und meiner für die Kunst reichlich Früchte tragen würde.

Als junge Gattin eines Seidenwebers malte ich mit neuer Begeisterung. Ich entwarf nicht nur Blumenmuster, sondern spürte dabei schon förmlich die Seide, als lebe und atme sie unter meinem Pinselstrich. Einmal, als ich mit einem Muster zufrieden war, ging ich damit zu Elias. Ich fand ihn in seinem Kontor im Obergeschoss, mit der Feder über seine Papiere gebeugt. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und seine Perücke ruhte auf dem Ständer neben ihm.

»Mr Thorel?«

»Gibt es Ungemach?«, fragte er, leicht stirnrunzelnd, und legte die Schreibfeder beiseite.

»Nein, keineswegs«, antwortete ich, mit vorfreudigem Flattern im Bauch. Töricht, ich weiß wohl, doch ich fühlte mich wie ein Kind, das begierig auf Lob von seinen Eltern wartet. »Ich wollte Euch nur dies hier zeigen.« Ich legte die Zeichnung auf den Schreibtisch und trat neben Elias, damit wir sie gemeinsam betrachten konnten. Jetzt spürte ich einen Anflug von Unruhe, war mir nicht sicher, was er von dem rankenden Blumenmuster halten mochte.

Er ergriff das Papier und sah mich an. »Was ist das?«

Unwillkürlich musste ich lächeln. »Ein Muster, mein Gemahl. Vielleicht für die nächste Seide, die Ihr weben werdet.«

Verblüfft blickte er wieder auf die Zeichnung. »Ihr liebt gewiss zu scherzen.«

»Scherzen? Nein, ich scherze nicht.« Ich strich über die Blüten und Blätter. »Seht Ihr, wie sich das Muster wiederholt? In Seide wäre es ...«

Ich sah ihn an. Sein Mund wirkte merkwürdig verzerrt,

an einer Seite hochgezogen. Die Worte, die ich aussprechen wollte, blieben mir in der Kehle stecken. Elias schüttelte leicht den Kopf, wie um seine Gedanken zu klären. »Weshalb befasst Ihr Euch mit derlei Dingen?«

»Weil ich teilhaben möchte an dem, was Ihr tut. Denkt doch nur: Ich könnte die Muster für Eure Seidenstoffe entwerfen. Nicht solche schwerfälligen geometrischen Formen, wie sie heutzutage üblich sind, sondern beschwingtere aus der Natur. Ich habe Euch zugesehen und gelernt...«

»Gelernt! Ihr bildet Euch ein, in wenigen Monaten gelernt zu haben, wofür meine Familie Generationen brauchte?«

»Nein, gewiss nicht. Ich dachte nur, das wäre etwas, was wir gemeinsam machen könnten.« Meine Stimme klang zittrig, angestrengt war ich bemüht, vor meinem Ehemann nicht zu weinen. Einen Augenblick starrte er mich an, dann wurde seine Miene weicher. Er zog mich auf seinen Schoß, wobei das Papier halb zerdrückt wurde. »Ihr müsst nicht Teil meiner Arbeit sein«, murmelte er an meinem Ohr. »Ihr habt doch alle Hände voll damit zu tun, die Bediensteten anzuweisen und die Mahlzeiten zu planen. Wenn Ihr Euch noch mehr nützlich machen wollt, sprecht mit Pastor Gabeau, fürs Armenhaus müssen immer neue Hemden genäht werden. Aber Seide? Nein, das ist nichts für Euch.«

Für mich also weiter nur Näharbeiten. »Ihr habt recht, mein Gemahl«, erwiderte ich, bemüht, mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Elias zog das Blatt unter mir hervor, strich es auf meinem Schoß glatt und betrachtete es eingehend. Dann lachte er. »Was ist ein Dessin, Mrs Thorel? Das müsst Ihr wissen, wenn Ihr Seidenmuster ent-

werfen wollt.« Ich schluckte und wünschte mir inständig, mich nicht seinem Spott ausgesetzt zu haben. Nachdem ich mich aus seinen Armen gelöst hatte, stand ich auf, aber er war noch nicht fertig. »Vielleicht wart es ja Ihr und nicht Mongeorge, der das Geheimnis des Glanztaffet von Lyon nach Spitalfields brachte.«

Etwas in seinen Augen leuchtete, als er mich abwartend ansah. Ich hielt dieses Leuchten für weiteren Hohn, aber ich irrte mich. Es war der erste Funke eines Feuers, das uns später verzehren würde.

Bevor ich die Mansarde verließ, ging ich zur Treppe zurück und nahm hoch, was ich dort abgestellt hatte: einen Vogelbauer mit zwei Hänflingen, die gegen die weißen Metallstäbe flatterten. Ich hängte ihn an einen Deckenhaken vor dem großen Fenster und pfiff leise, während ich den Käfig zur Ruhe brachte und die kleinen Vögel betrachtete, die auf ihren Stangen hockten und aufgeregt ihre neue Umgebung beäugten.

»Schsch, ihr beiden«, flüsterte ich. »Ihr werdet euch hier wohlfühlen. Es gibt keinen hugenottischen Seidenweber in Spitalfields, der nicht Freude an einem Singvogel hat.«